



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Schiller's Heimathjahre

Kurz, Hermann

Stuttgart, 1879

7.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47802](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47802)

7.

Durch alte Städte thät ich wallen
 Und sah die hohen Münster an.
 U h l a n d.

Die Dunkelheit war schon stark hereingebrochen, als Heinrich von dem Herzog entlassen wurde. Er wählte die Fahrstraße zum Rückweg, mit elastischen Schritten trug ihn sein Fuß hinab. Dichte Wolkenstreifen zogen schwer und schwarz über den Himmel; wenn sie massenhafter gewesen wären, hätte man glauben können, es bilde sich, im Widerspruch mit der Jahreszeit, ein Gewitter; von Zeit zu Zeit brach der Mond, der mit ihnen kämpfte, durch den dünneren Rand hervor und goß ein zauberhaftes Licht auf den breiten Weg und leuchtete tief in den blätterlosen Buchenwald hinein. In der Seele des Wanderers war es freudenhell, und er eilte getrost durch die Schatten der Nacht hindurch. Als er nach Stuttgart kam, fand er noch alle Fenster im Adler erleuchtet, der Wirth kam ihm an der Treppe entgegen und rief: „Guten Abend, guten Abend! Ist Alles glücklich abgelaufen? Haben Sie die Pfarrei bekommen? Ja, ja, ich gratulire! Ich lese die Antwort schon auf Ihrem vergnügten Gesicht! Kommen Sie nur, es ist noch Gesellschaft da, die lustigen Vögel von gestern Abend sitzen noch Alle beisammen!“ — Heinrich hatte Mühe, sich von ihm loszumachen, er lehnte die Einladung ab und ließ sich Erfrischungen aufs Zimmer bringen; dann bestellte er Papier und Schreibzeug und schrieb tief in die Nacht hinein einen langen Brief an Lottchen, worin gar hohe Dinge und geheimnißvolle Andeutungen confus durcheinander liefen. Er erinnerte sie an alte Märchen, wo die einfache, in unscheinbarer Stille erzogene Unschuld plötzlich zu den höchsten Ehren gelangt, und wiederholte mehrmals, daß es keine weltliche Würde gebe, die ihrem innern Werthe gleichkommen könnte, Wendungen, welche vielleicht

dazu dienen sollten, den Vater auf gewisse Ereignisse vorzubereiten, die ihm zu weit über seine Erwartungen hinausgehen mochten, als daß sie ihm willkommen sein konnten.

Ein frischer, wenn gleich nicht ganz heitrer Morgen begrüßte unsern Freund, als er das Gasthaus verließ, um in Mustapha's Gesellschaft seine Reise anzutreten, die er, der Vorschrift des Herzogs gemäß, auf Umwegen auszuführen gesonnen war. Der sanfte Schritt des alten Pferdes stellte dieselbe in einen behaglichen Gegensatz zu dem Ritt nach Stuttgart, und Nachmittags trabte der Reiter fröhlich durch die Lustnauer Pappelallee in Tübingen ein, wo er sich's, nachdem er sein Pferd untergebracht hatte, zuerst angelegen sein ließ, ein Kneipchen aufzusuchen, das ihm freundliche Erinnerungen hinterlassen hatte. Von dort aus gedachte er ins „Stift“ zu senden und seinen Freund Matthäus von seiner Anwesenheit benachrichtigen zu lassen, den einzigen seiner näheren Bekannten, den er noch in Tübingen zu finden hoffen konnte, einen alten Magister in den Dreißigen, der das Stipendium schon längst verlassen hatte und von einem Vicariat zum andern herumgezogen, zuletzt aber, als er gerade keine Unterkunft finden konnte, nach alter löblicher Sitte in den Freihafen der Anstalt zurückgekehrt war, wo er unsern jungen Freund als Stubengenossen kennen lernte und die Seniorenrechte väterlich gegen ihn geltend machte. Da derselbe als Gast und Ehrenbürger den Hausgesetzen nicht mehr so streng unterworfen war, so konnte ihn Heinrich für den ganzen Abend in Beschlag nehmen. Eben wollte er, den Mühlweg heruntergekommen, um die Ecke biegen, als ihm in schwarzer Kutte eine große breitschultrige Gestalt mit gebietenden, fast wilden Zügen in den Weg trat; es war Niemand anderes als der Gesuchte, der einen Spaziergang vors Neckarthor zu beabsichtigen schien.

„Ehrwürdiger Senior, sei mir gegrüßt!“ rief ihn Heinrich an.

„Guten Tag, Fuchs, wo kommst her?“ versetzte Matthäus

mit so wenig Ueberraschung, als ob sie sich noch vor einer Stunde auf ihrer Stube Eisleben im Stift gesehen hätten. Unser Freund, der seine Weise kannte, ließ sich durch diesen scheinbar gleichgültigen Empfang nicht aus der Fassung bringen.

„Wo wollen wir hinstreben?“ fuhr der Senior in ruhigem Geschäftstone fort, indem er unter dem Ziel dieses fraglichen Strebens ein Wirthshaus verstand, „gehn wir zur Frau? sie ist am nächsten.“

„Zu ihr wollt' ich dich citiren.“

„Nun denn, vorwärts!“

Sie traten in das Haus, unser Freund begrüßte die „Frau“, wie man sie lakonisch betitelte, und wurde als alter Stammgast mit gemüthlicher Anhänglichkeit aufgenommen, aber auch, wie dergleichen oft geschieht, mitten in der ersten Freude mit der Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen, eben erst der gelehrten Welt bekannt gewordenen Studien-genossen überrascht.

„Ach Gott! und was sagen denn Sie dazu?“ rief sie. „So ein braver, solider, junger Mann! Der ist eben zu fleißig gewesen, was nicht gar oft vorkommt. Wie wird der Herr Lavater darüber betrübt sein! Ich kann ihn noch vor mir sehen,“ fuhr sie fort, indem sie die Augen trocknete, „wie er oft so tiefsinnig am Tische saß, und wenn er wieder lustig wurde und sein Lied sang — kann ich mich doch nicht darauf besinnen, wie hieß es nur?“

„Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht!“

recitirte Heinrich lächelnd.

„Genug jetzt von den Todten!“ rief Matthäus, der sich indessen in die Fensterecke vor den Tisch gepflanzt hatte, „Frau, eine Flasche ganz Guten! Setz' dich, Fuchs! Jetzt erzähl, was bist, was hast vor? Siehst ja höllisch leichtfertig und weltmännisch aus in deiner Bekesche, du aus der Rutte

gekrochener Schmetterling! Ich vermiſſe zum Cavalier nur noch die Treſſen auf dem Hut und, ſchier hätt' ich geſagt,

Und einen Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und Alles ſo nach advenant.

Da ſiehſt du, daß ich noch in meinen alten Tagen beim Aſmus franzöſiſch gelernt habe."

"Eine gute Schule!" verſetzte Heinrich, welcher lachen mußte. „Doch erſt deine Geſundheit!“ Er griff nach dem Glaſe und ſtieß mit dem Freunde an, deſſen neugierige Fragen er hierauf mit allerlei Spiegelfechtereien beantwortete, indem er vorgab, er ſei als Leibrieſe eines fremden Potentaten bei dieſem ſchönen Wetter ins Gebirg geſchickt, um dem Frühling entgegen zu reiten.

„Immer noch der alte Hansdampf!“ ſagte Matthäus trocken, „eine Frühlingsreiſe, während der Winter wieder kommt.“

„Bitt' dich!“

„Ja, ſieh nur, was der Himmel ein Profefſorsgeſicht ſchneidet; er hat nichts Gutes vor. Bleib du ein paar Tage hier ſitzen, die Frau hat einen koſtbaren Roſſwaager eingethan, der morgen angeſtochen wird —“

„Roſſwaager?“ rief Heinrich, „dem ſollt' ich's freilich zu Liebe thun! er iſt jezt ein halber Landſmann von mir.“

„Wie das?“

Heinrich gab keine direkte Antwort, ſondern kramte ſta- tiſtiſch-geographiſche Notizen aus, worin ſich mehrmals die Andeutung wiederholte, daß die beiden Nachbarörter Roſſwaag und Illingen Gewächſe liefern, die zu den edelſten im Lande gehören. Dann brach er ab und wandte ſich an den Freund: „Nun berichte du mir, Matthäus, was du im Schilde führſt. Wie lange willſt du noch auf deinen Vorbeeren ruhen, darüber nachſinnen, die Menſchheit zu ihrem urſprünglichen Naturzuſtande zurückzuführen, und indessen den

Anfang damit machen, daß du deinen Füchsen die Biederkeit und edle Barbarei unsrer Vorfahren beibringst?"

"Ich bin dieser Lebensart satt," versetzte Jener, "es ist ein trauriges Phänomen um so einen alten Stupendiaten; ich habe nachgerade drei Decennien auf dem Rücken und stehe in einer Epoche, wo der große Alexander mit gutem Gewissen sterben konnte. Nun lüstet's mich zwar nicht, die ganze weite Welt zu erobern, aber eine kleine Welt möcht' ich mir doch schaffen, die ich nach meiner Pfeife tanzen lassen könnte. Und dazu hab' ich nun einen Plan gefaßt: im Schwarzwald gib't manche abgelegene Pfarreien, die zum Theil schlecht dotirt, zum Theil so einsam und traurig sind, daß auch dem ärmsten Schlucker nicht der Mund darnach wässert; unter diesen will ich mir die passabelste aussuchen — du weißt, ich bin nicht verwöhnt! Das Consistorium gibt mir sie von Herzen gern, und dann hab' ich einen Winkel, wo kein Hahn nach mir kräht, und wo ich meinen Grillen nach Herzenslust den Lauf lassen kann."

"Freilich, und den Rousseau einführen und mit den Zigeunern leben und deine Bauern zu Wilden machen, wenn sie's nicht schon sind, und deine Kinder — darauf reflektirst du doch? — ganz ad modum Emilii erziehen!"

"Ich will es nicht leugnen," versetzte Matthäus, "daß dieser Artikel auch in meiner Rechnung steht, ich bin ein alter Mensch und möchte ein eigen Haus haben, wenn's auch nur eine Baracke ist. Wir Kleinen müssen uns doch mit Dem begnügen, was den Herren der Erde zu geringfügig ist."

So plauderten und tranken sie, mit jener Genügsamkeit der Freundschaft, die das Wiedersehen nach längerer oder kürzerer Trennung für die beste Würze der Unterhaltung nimmt. Heinrich nahm sich zwar zusammen, um nicht noch mehr herauszuplätzen, als ihm bereits widerfahren war; doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm im Laufe des fröhlich zugebrachten Abends Andeutungen entchlüpfen, worunter

seinem Freunde wenigstens eine so deutlich war, daß er anfang zu singen:

Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht.

Ziemlich spät suchte Heinrich seinen Gasthof, Matthäus begleitete ihn und blieb, seine Seniorenfreiheit über die Gebühr benützend, in seiner Gesellschaft, nachdem auch dort noch eine Flasche auf das gemeinsame Zimmer gebracht worden war, ein magisterliches Uebermaß, bei welchem der Herzog nicht Augenzeuge hätte sein dürfen.

Den nächsten Tag konnte unser Held nicht in der Frühe abreisen, einmal weil er sehr spät aufstand, und dann weil die „Frau“ ihm zu Ehren schon Vormittags ihren Rosswaager anzustecken sich anheischig gemacht hatte. Es war, wie Matthäus sich ausdrückte, der einzige Wein in allen Universitätskellern, den man würdig nennen durfte, den Valetbecher zu röthen. Dieser Valettrunk wurde ziemlich langwierig, und der Wein rechtfertigte das Prädicat, das Matthäus einem schwäbischen Sprichwort entnahm: er war zäh und zwar deswegen, weil er sich nicht abbrechen ließ. Nachdem sich die beiden Freunde zum letzten und aber letzten Mal geleast hatten, suchte Heinrich den Mustapha auf und ritt zum Neckarthor hinaus, Matthäus aber kehrte ins „Stupendium“, wie er es nannte, zurück, wo den ehrwürdigen Veteranen seine drei Decennien nicht vor drei Noten schützten, die ihm ob abnoctationem coenamque et prandium neglecta sogleich angesagt wurden. Es ist, wie wir sehen werden, nicht das einzige Opfer, welches ihm das Schicksal für seinen Freund auferlegt hat: in Lagen, wo ein treues Herz vonnöthen ist, werden wir ihm wieder begegnen.

Heinrich entblöhte, als er in der frischen Luft durch die Ebene ritt, das Haupt, um die Folgen von diesem Rückfall ins alte akademische Treiben verwehen zu lassen, der ihm doch für seine jetzige und künftige Stellung in der Welt nicht

ganz zu passen schien. Auf der Höhe des Burgholzes angelangt, sah er die Alp vor sich liegen, an deren Fuße sich zwischen zwei einzelnen als Wachtposten vorgeschobenen Bergen die alte Reichsstadt Reutlingen entfaltete; denn diese war es, die er sich als Ziel seines heutigen Reiseabschnitts vorgesetzt hatte, indem er bei der einladenden Gelegenheit einer Irrfahrt, wie sie ihm auferlegt war, den Bürgermeister von Reutlingen, dessen schlichte Treuherzigkeit sich in sein Herz eingeprägt hatte, heimsuchen wollte. Er gönnte seinem Rosse Zeit und ließ den Blick auf den Bergen verweilen, welchen er langsam entgegen ritt, das strenge, ernste Bild der Gegend in sich aufnehmend.

Der Abend brach an, als Mustapha's Huf die über einen Wassergraben zum Thor führende Brücke betrat. Das Alterthum, sah er, waltete hinter diesen hohen Stadtmauern noch in seiner ganzen Macht, denn mit dem Sinken des Tages wurden schon Anstalten getroffen, das Thor zu schließen. Der Fremde, denn hier war er ein Ausländer, kam noch glücklich hinein und wandte sich an den Thormärtel, der ihn verwundert und mißtrauisch betrachtete, mit der Frage nach einem guten Wirthshaus und nach der Wohnung des Herrn Bürgermeisters.

„Welchen meint Ihr?“ den Amtsburgemeister?“

„Gibt es denn ihrer mehrere?“

„I freilich, wir haben noch zwei und einen Viceburgemeister obendrein.“

„Heinrich war in Verlegenheit; da er den Namen seines Freundes nicht wußte, versuchte er eine Personalbeschreibung zu geben und begann: „Ich weiß ihn fast nicht anders zu bezeichnen, als daß er eine ziemlich große Nase hat.“

„Das haben sie alle,“ versetzte der Wächter.

„Dann ist guter Rath theuer.“

„Was wollt Ihr denn von ihm?“

„Kein gar nichts, mein Freund, als ihn besuchen.“

„Wie könnt Ihr ihn denn besuchen, wenn Ihr ihn nicht einmal kennt.“

Unser reizbarer Freund war über diese Fragen ärgerlich und wollte eben aufbrausen; er besann sich aber noch zu rechter Zeit, daß er die republikanische Freiheit nicht gleich beim Eintreten vor den Kopf stoßen dürfe. „In Stuttgart,“ erwiderte er, „hab' ich vor drei Tagen seine Bekanntschaft gemacht.“

„Hättet Ihr mir das gleich gesagt, so hättet Ihr nicht so lang auf Antwort warten dürfen. Ich will Euch den Weg zeigen, zum Amtsburgemeister wollt Ihr. — Judith, schließ das Thor derweil!“ rief er einer stämmigen Dirne zu, „und nun kommt!“ — Er ergriff Heinrichs Pferd am Zügel und leitete es durch enge Gäßchen, wo die vielstöckigen Häuser und die überragenden Stadtmauern kaum einen Lichtstrahl durchließen. Jetzt durchschnitten sie eine breitere Straße, wenn man das Bett eines Baches so nennen kann, denn dieser nahm die ganze Mitte derselben ein, und an beiden Seiten waren eine Art von Kai's angelegt. Heinrich mußte durch das Wasser reiten, sein Führer ging auf hölzernen Pfählen, die daraus hervorragten, neben ihm her.

„Das ist doch eine etwas unbequeme Passage,“ bemerkte der junge Reisende.

„Unsre Alten haben's so angelegt, und wir wollen's nicht anders haben,“ versetzte der Wächter trocken.

Sie kamen in eine zweite Straße, die eben so beschaffen war; hier blieben sie auf der Seite und bewegten sich an schlechtgebauten Häusern dem Lauf des Wassers entgegen. „Eigentlich,“ sagte der Wächter, „wohnt er in der vordern Gass', wo Ihr durch den Bach geritten seid, aber wir müssen hinten ans Haus kommen, um das Pferd in der Scheuer einzustellen.“

„Mein Gott!“ rief Heinrich und zog die Zügel an, „so ist's nicht gemeint! ich will mein Pferd in einem Wirthshaus unterbringen!“

„Das käme dem Burgemeister „g'späßig“ vor!“ rief der Wächter. „Mann und Gaul gehören zusammen, wo der eine hingeh't, muß der andere auch sein.“

Unterdessen hatte er das Pferd wieder am Zügel ergriffen und führte es durch ein schmales Gäßchen, das zugleich eine Einfahrt war, auf eine große Scheune zu, vor welcher ein paar mächtige Düngerhaufen prangten; ein kleines Gärtchen mit einigen Obstbäumen schien hier nicht am rechten Plage zu sein. Ohne ein Wort weiter zu sagen, stieß der Wächter einen hölzernen Kiegel auf und zog das Pferd, von dem er den Reiter abzusitzen genöthigt hatte, in den Stall, wo es von einem muthigen jungen Hengst mit drohenden Sägen begrüßt wurde.

„Der ist nicht wie sein Herr,“ sagte der Wächter, und Mustapha mußte in einer andern Abtheilung mit der nicht coursfähigen Gesellschaft einiger übrigens sehr schönen Kühe vorlieb nehmen.

Der Wächter öffnete vom Stall aus das große Scheunenthor und hieß den Fremden gerade durch die Scheune gehen, von wo er ins Haus gelangen werde; dann trat er den Rückzug an, Heinrich drückte ihm schnell ein Geldstück in die Hand, das denn doch angenommen und mit einem Lüften der Ledermütze erwidert wurde. Durch die Dunkelheit tappte er dann vorwärts, fand eine offene Thüre, kam in einen kleinen Hof, wo ein Brunnen stand, und hatte hier zwischen drei Eingängen in ein großes Haus und noch andern Thüren, die in Nebengebäude führten, zu wählen.

Aus einem von diesen sah er einen starken Rauch aufsteigen; es war ein niederes rundes thurmartiges Gebäude, und als er näher trat, glaubte er den altergrauen Rumpf einer Kapelle zu erkennen, mit einem ziemlich neuen Ziegeldach bedeckt. Er vernahm Menschenstimmen darin und beschloß, sich hier nach dem Wege zum regierenden Bürgermeister zu erkundigen. Wie er sich der Thüre näherte, hörte er eine Stimme halblaut sagen: „Jetzt! stoß ihn aus in Christi Namen! Gott bewahr' uns und unser Haus!“

Bewundert und bang drückte Heinrich auf das Schloß, und die Thüre sprang auf. Eine erstickende Hitze drang ihm

entgegen; er erblickte einige Männer von großem Wuchs, in schmutzigen Wämmsern und grauen, mit eisernen Haken vorgesteckten Schürzen; ihre rauhen Gesichter bekamen durch den Schein des Feuers einen wilden und beinahe furchtbaren Ausdruck, mit dem aber das Thun, in welchem der Fremde sie überraschte, einen seltsamen Widerspruch bildete: sie hatten die Hände, die in ungeheuren Handschuhen ruhten, andächtig in einander gelegt und blickten wie in stillem Gebet vor sich nieder. Bei dem Eintritt des ungeladenen Zeugen wandten sich ihre Blicke finster und drohend gegen ihn, und Heinrich wollte schon verlegen zurücktreten, als die ihm zunächst stehende Gestalt, die ihm bisher den Rücken gewandt hatte, sich gegen ihn kehrte: es war der Bürgermeister. Die Miene des wackern Mannes nahm einen Ausdruck großer Ueberraschung an, und er war offenbar einen Augenblick unschlüssig, was er thun sollte; ehe er aber auf den Ankömmling zugehen konnte, legte dieser seine Hände ebenfalls zusammen und blieb unbeweglich an der Thüre stehen. Der Bürgermeister nickte ihm sehr freundlich zu und behielt seine vorige Haltung.

Nun hatte unser Abenteurer Zeit zur Beobachtung; er gewahrte, daß die cyklopischen Männer um eine viereckige aus Backsteinen und großen Ziegeln fast bis an die Höhe des Gewölbes geführte Masse standen, durch deren Lücken der Schein eines mächtigen Feuers drang und aus der ein glühender Strom dampfend in den Boden schoß. Einer so großen Hitze ungewohnt, glaubte er sich in einem Vulcan zu befinden, er fühlte Flammen im Gesicht, und von seiner Stirne floß der Schweiß in dicken Tropfen herab. Endlich versiegte der Feuerstrom: die Gruppe der Betenden löste sich auf, und der Bürgermeister trat ihm mit einem herzlichen Willkommen entgegen. Heinrich bat um Entschuldigung, daß er ihn in einer, wie er sehe, jedenfalls wichtigen Beschäftigung gestört habe, und berichtete, wie er sammt seinem Rosse durch den Thorwart auf eine sehr unumständliche Weise hier einquartiert worden sei. Der Bürgermeister bezeugte seine lebhafteste

Freude darüber und rief sogleich nach einer Magd, der er Befehl gab, das Pferd zu versorgen. „Man sagt zwar,“ fügte er hinzu, „daß es Unheil bringe, wenn ein Fremder unerwartet zum Guß einer Glocke komme, aber es ist ein Aberglaube, und diesmal trifft's auf keinen Fall ein, denn ein Gesicht wie Ihr's kann kein Unheil bringen.“ — Damit schüttelte er ihm kräftig die Hand.

„Wie? eine Glocke ist hier gegossen worden?“ rief unser Freund neugierig und fragte sich im Stillen, ob wohl diese Verrichtung zu den Prerogativen eines Reutlinger Amtsbürgermeisters gehören möge. „Das ist mir sehr merkwürdig, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas sehe.“

„Das glaub' ich gern!“ sagte der Bürgermeister lachend, „es ist ein Kunstgeheimniß, zu welchem Niemand zugelassen wird, und Sie verdanken dieses Recht nur dem Zufall, daß meine Gesellen die Thüre offen gelassen haben; durchs Vorderhaus hätten Sie nicht hereinkommen können. Jetzt müssen Sie aber der jungen Glocke zu Gevatter stehen und Eins auf ihre Gesundheit trinken! Eigentlich ist es mit dem Laufen nicht so ernsthaft gemeint, das ist längst aus der Mode gekommen, und wir halten nur noch einen Umtrunk, wenn wir mit dem Guß zu Stande sind; doch haben die Gesellen diesmal zum Spaß der Glocke einen Namen gegeben — sie heißt Margareta, nach meiner Tochter, die so eben hier mit dem Weine kommt.“

Heinrich wandte sich schnell und begrüßte eine reichstädtische Schönheit, die auch einer andern Heimath Ehre gemacht haben würde und in ihrem knapp über der Brust anliegenden Wämmschen, langen Rock, mit einem Häubchen, dessen Flor wie lange schwarze Wimpern über die Augen fiel, und einer Granatenschnur um den Hals ganz allerliebste vor ihm stand. „Gretle, bring's dem Herrn Vetter!“ rief der Bürgermeister, das schöne Mädchen schenkte aus einer zinnernen Flasche einen Becher von gleichem Metalle voll, setzte ihn einen Augenblick an die Lippen und reichte ihn dann mit

einem verlegenen Kniz dem Fremden, von dem er durch die Hände des Bürgermeisters zu den Gesellen wanderte.

Als die Ceremonie zu Ende war, wurde der Gast zwei ziemlich steile und enge Treppen hinauf, über einen mit Ziegeln gepflasterten Estrich, in ein getäfeltes Zimmer geführt, wo über dem altväterischen Kachelofen, den eichenen Tischen und an der Wand festgenagelten Bänken die heimlichste Beaglichkeit wohnte. Auf einer dieser Bänke wurde unsrem Helden sein Platz angewiesen. „Setzen Sie sich dort in die Ecke, in den Truzwinkel,“ sagte der Bürgermeister: „da kann man sich bequem anlehnen.“ — Heinrich befolgte diesen Rath, und alsbald wurden Erfrischungen vor ihm aufgetragen, welche sehr einfach waren und bloß in Brod und dem eingekochten Saft von Birnen und Zwetschen bestanden; das Geschirr war sämmtlich von blankem Zinn. Die Gesellen kamen jetzt auch herauf, um den außergewöhnlichen Vespertrunk auf ihre anstrengende Arbeit fortzusetzen; sie nahmen nicht Platz, sondern schritten langsam und unbehilflich dem Ofen zu, wo sie, an Wandschränke angelehnt, stillschweigend den Becher unter sich kreisen ließen. Heinrich betrachtete erstaunt die herkulischen Gestalten. Mit besonderem Wohlgefallen aber verweilte er auf seinem Gastfreunde, den er daheim völlig verändert fand. So plump und edig diese Gestalt in dem unpassenden Staatskleid erschienen war, so würdig nahm sie sich in der schlichten Handwerkstracht aus, und über dem bequemen Wamms ruhte ein silberhaariger Greisenkopf, dessen edle unschuldige Züge an jene von der Frömmigkeit entworfenen Bilder der Erzväter mahnten.

Nicht lang, so wurde ein Glöckchen vor dem Fenster angezogen. „Ah, da kommt der Gevatter Syndikus!“ sagte der Bürgermeister. „Sie werden es nicht übel aufnehmen, daß ich ihn gebeten habe, Ihnen Gesellschaft zu leisten; die gelehrten Herren werden sich unter uns unwissenden Leuten doch besser befinden, wenn sie zu Zweien sind.“

Die Thüre ging auf, und der Genannte trat ein, von

einer Magd mit einer Laterne begleitet. Er war ein stattlicher Mann, den die Gelehrsamkeit nicht gehindert hatte, ziemlich beleibt zu werden, während sie sich mit ein paar tiefen Falten im Gesichte begnügt zu haben schien; Perrücke und Degen gaben ihm einen feierlichen Anstand. Er wurde vom Bürgermeister als Herr Gevatter und von Gretchen als Herr „Döte“ begrüßt, wandte sich jedoch sogleich zu dem Fremden und redete ihn lateinisch an. Heinrich rief zu den Geistern Cicero's und Quintilian's, denn er sah, daß er von seinen Wirthen neugierig beobachtet wurde. Der gute Bürgermeister aber hörte seelenvergnügt auf die gelehrte Spiegelstecherei, stieß einmal übers andere den jungen Gast an und flüsterte: „Er macht sein Säcklein gut, mein Gevatter; ja, der hat was gelernt.“

„Wisset Ihr eine Neuigkeit, Herr Gevatter?“ begann der Syndikus deutsch. „Im Wildpark bei Urach sind vergangene Nacht zwölf Futterhütten auf einmal abgebrannt; es ist ein großer Lärm, aber der Thäter hat keine Spur hinterlassen, und ich zweifle, ob man ihn entdecken wird.“

„Den verräth Keiner!“ sagte der Bürgermeister.

„Hat man dort so große Ursachen zum Unwillen?“ fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!“ erwiderte Jener. „Zu Tausenden geht das Wild zwischen den Uracher Bergen herum und läßt keinen Halm aufkommen. Sie wagen sich auch auf unser Gebiet, aber wir schießen sie brav weg,“ setzte er mit republikanischem Stolze hinzu.

Gretchen trat zu ihrem Vater und sagte ihm etwas ins Ohr. „Wenn's dem Herrn Better gefällig wäre,“ unterbrach sich dieser, „das Essen ist fertig!“ — Nun wurde schnell der Tisch gedeckt, der Syndikus nahm unter vielen Complimenten und Weigerungen seinen Platz an Heinrichs Seite ein, die Gesellen und eine alte Magd gehörten ebenfalls zur Tischgenossenschaft und setzten sich herbei. Heinrich, dem schon zuvor jene vertrauliche Benennung aufgefallen war, wandte

sich an das ihm so unvermuthet zu Theil gewordene Bäschen mit der Bitte, ihm zu erklären, wie er zu der Ehre komme, ihr Vetter zu sein? Gretchen sah ihren Vater verlegen lächelnd an, aber Heinrich hatte seine Frage bald zu bereuen, denn das rechtsgelehrte Mitglied des reichsstädtischen Magistrats nahm mit einem: „Das will ich Ihnen gleich sagen!“ das Wort, erkundigte sich genau nach seinen Familienverhältnissen und entwickelte nun eine genealogische Abhandlung, so lang wie das Tischtuch, in Folge deren unser Held erfuhr, daß er durch ein Glied dieser Familie, welches vor fünfzig Jahren im Auslande, das heißt in Wirtenberg, Pfarrer geworden war und eine Stieftochter hinterlassen hatte, die den Schwager eines Geschwisterkinds seiner Großmutter geheirathet, wirklich und förmlich ein Verwandter des Hauses geworden sei. Er mußte auf dieses freudige Ergebnis anstoßen; um die Unterhaltung auf einen andern Punkt zu lenken, ertheilte er dem Wein einige Lobsprüche, obgleich er ihn bis jetzt, ohne seinem Geschmack eine eigentliche Aufmerksamkeit zu erweisen, also, wie man sagt, ohne Verstand getrunken hatte; ein unglücklicher Einfall, der ihn vom Regen in die Traufe brachte.

„Sie finden also unsern Wein doch nicht so schlecht, wie man ihn in Stuttgart machen will?“ rief der Bürgermeister.

„Ist es Reutlinger Wein?“ fragte Heinrich und erwachte, indem er nach dem Glase griff, aus seiner Zerstreuung.

„Wahrhaftig, ich habe ihn für Unterländer getrunken.“

Dem Bürgermeister that dieser schmeichelhafte Ausspruch in allen Gliedern wohl. „Da sieht man doch, wer's mit der Wahrheit hält!“ rief er triumphirend, indem er seinem Gaste das Glas bis an den Rand vollschenkte. „Sie haben gewiß keinen schlechten Geschmack und lassen's doch gelten, daß an der Achalm auch mitunter ein gutes Tröpflein wächst.“

„Mehercle!“ rief der Syndikus, der indessen dem Becher tüchtig zugesprochen hatte. „Es ist horrible dictu, welche calumniae über unsere Gottesgabe in Wirtenberg verbreitet werden, wo man sogar ohne zu erubesciren behauptet, bei

unsern Herbstfestivitäten fallen viele calamitates vor, indem die unvorsichtige Jugend oft Traubenbeeren in die Pistolen lade und mit diesen ob eximiam duritiem gleichwie mit Kugeln einem und dem andern Menschen lethale Verletzungen beibringe.“

„Letzten Herbst,“ nahm der Bürgermeister das Wort, „war Einer von Stuttgart hier zu Besuch; der betrank sich dergestalt, daß er sich Nachts statt ins Bett über eine Truhe legte, auf welcher Trauben gespreitet waren. Der Unflath behauptete nachher, er habe blaue Mäler am ganzen Leibe bekommen, und die Trauben seien hart geblieben; aber es ist nicht wahr; die Trauben waren alle zerquetscht, und der Saft schwamm auf dem Boden herum.“

„Das Aergste,“ sagte unser Freund unvorsichtig, „was der Volkswiz über Ihren Wein aufgebracht hat, ist die Geschichte vom Prinzen Eugen.“

„Die kenn' ich nicht!“ versetzte der Bürgermeister.

„Ich bin begierig!“ rief der Syndikus.

„Prinz Eugen soll nicht lang nach Beendigung seines türkischen Feldzuges eine Reise durch Süddeutschland gemacht haben und bei dieser Gelegenheit nach Reutlingen gekommen sein. Der Magistrat, um die glorreichen Verdienste des Helden zu feiern, sei ihm in Prozession entgegengezogen und habe ihm einen silbernen Becher voll Weins zum Willkomm geboten. Prinz Eugen habe einen guten Schluck davon genommen, ihn aber mit einem sauren Gesicht wieder abgesetzt und geschworen, lieber möchte er Belgrad noch einmal erobern, als einen ganzen Becher dieses Weins austrinken.“

Der junge Mann kannte die Lust nicht hinlänglich, in der er sich befand; diese Art, ein leichtes Spiel mit Localspäßen zu treiben und einen heitern Wiz selbst an dem Gegner anzuerkennen, fand hier keinen Anklang, und er bemerkte mit einigem Schrecken, daß er, wie man sagt, in ein Wespennest gestochen hatte. Es entstand eine Aufregung an dem Tische; die Gesellen murmelten drohend durch einander,

Jungfer Gretchen riß hastig ihre Florhaube herab und setzte sie langsam wieder auf; die beiden alten Herren schienen sich miteinander zu streiten, wer zuerst das Wort haben sollte, bis es dem Syndikus gelang, den sonnenklaren Beweis zu führen, daß besagtes Geschichtchen ein inane commentum, ein schlecht erfonnenes Machwerk sei, „sintemal und alldieweilen Eugenius princeps gar nie allhier gewesen, in welchem Fall,“ fügte er hinzu, „doch auch unsre Annales eines so memorablen Ereignisses gedenken müßten, als welches sie jedoch unterlassen — silentium omnium scriptorum — wiewohlen der große Eugenius sich gar nicht hätte schämen dürfen, eine Stadt zu besuchen und ihre Hospitalität zu genießen, quam multi visere principes atque imperatores dignavere! Fürsten und Kaiser haben uns besucht, von den Hohenstaufen an, qui moenia nobis et civitatem dedere, bis auf den gloriwürdigen Maximilianum herab, wie solches mein Vater selig in seiner umständlichen Relation de Reformatione der Stadt Reutlingen amplius berichtet.“

Während der Syndikus Athem schöpfte, brach nun auch der Bürgermeister los und sagte seine Meinung auf gut Deutsch, so daß der betretene Gast, der sich halb als Mitschuldigen behandelt sah, nichts Besseres zu thun wußte, als dem Weine seines beleidigten Wirthes thätliche Abbitte zu leisten, was seine Freunde in Kurzem vollkommen mit ihm ausföhnte. Aber je mehr er trank, desto mehr wurde ihm zugesprochen, und da er sich gegen diese Nöthigungen bereitwillig erwies, so wird wohl von dem aufrichtigen Gemütthe unseres Freundes angenommen werden dürfen, er habe dem Weine des Bürgermeisters nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dieser, der schon einige Zeit mit einer Frage gekämpft hatte, sprach die Hoffnung aus, sein Gast werde ihm das Vergnügen auf mehrere Tage schenken. Heinrich erwiederte, seine Geschäfte versetzen ihn in die unerwünschte Nothwendigkeit, schon morgen mit dem Frühesten einem so gastfreundlichen Hause Valet zu sagen. Gegen diese Nothwendigkeit

wurden bescheidene Zweifel erhoben, bis der junge Mann endlich mit dem offenen Geständniß herausrückte, es sei ein Auftrag seines durchlauchtigsten Herzogs, der es ihm möglich gemacht habe, den versprochenen Besuch in Reutlingen so bald abzustatten, ihn aber zugleich zwingt, seine Reise schleunigst fortzusetzen. Als ihm der Bürgermeister mit einer liebenswürdigen Neugierde auf mancherlei Umwegen das Ziel dieser Reise abzufragen suchte, fügte er hinzu, sein Weg gehe zunächst über die Alp, und er werde bei dieser Gelegenheit Ulm berühren.

Ein Abgesandter des Herzogs von Württemberg! und gar vollends an eine Reichsstadt wie Ulm! — Seine republikanischen Freunde schauten hoch auf, und er mußte, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich versichern, daß der Auftrag des Herzogs nicht an den Rath von Ulm laute, während er innerlich darüber betreten war, etwas von seinem Geheimniß verrathen zu haben.

„Ja, die Ulmer!“ rief der Bürgermeister im Tone der Bewunderung.

Possis nihil urbe Ulma
Visere majus!

setzte der Syndikus hinzu.

„Das ist eine reiche, hoffärtige Stadt!“ sagte der Bürgermeister: „die hat's weit gebracht. Wir leiden freilich immer noch unter den Nachwehen des schrecklichen Brandes, der uns vor fünfzig Jahren unsere Stadt in die Asche gelegt hat; aber mit Ulm haben wir uns doch nie messen können. Dort geht's vornehm her!“

„Und im Rath,“ sagte der Syndikus, „sitz'n lauter Patricii, lauter Studirte.“

„Nicht wahr, so sollt's hier auch sein?“ rief der Bürgermeister lachend: „das will dem Herrn Gevatter nicht hinunter, daß er der einzige ist.“

„Im Gegentheil,“ sagte Heinrich, „ich sollte denken, es wäre angenehm, keinen Nebenbuhler zu haben.“

„Meinen Sie wegen der gelehrten Pfiffe?“ sagte der Consul: „ja, was die betrifft, da wird er mit uns nicht fertig, mein Herr Gevatter! Wenn er aus seinem Korbsjuris etwas durchsetzen will, stoßt er manchmal an unsrer Unwissenheit an, denn wir kümmern uns nicht um die Flausen, wir gehen den Weg, den unsre ungelehrten Väter vor uns gegangen sind, und das ist gewöhnlich der richtige.“

„Sachte, Herr Gevatter!“ rief der Syndikus mit scherzhaftem Zorn: „wenn Ihr gegen mich rebellirt, so bring' ich die Sache vor den großen Rath — *vota majora dolent!*“ setzte er lachend gegen Heinrich hinzu — „und wenn ich's da nicht durchsetze, so heß' ich Euch eine Volksversammlung auf den Hals.“

„Gott bewahr' uns!“ rief der Bürgermeister, mit den Händen abwehrend.

Unser Freund erhielt auf seine Fragen von dem Syndikus weitläufigen Bescheid über die Verfassung der freien Stadt, worin ihm ein seltenes Beispiel der reinsten Demokratie entgegentrat. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein Räthsel gelöst: er erfuhr, sein regierender Gastfreund sei zugleich Glockengießermeister, und versäumte nicht, diesem alten ritterlichen Handwerk ein volles Glas darzubringen.

Die Uhr vom nahen Thurme schlug mit mächtigen Tönen Acht. Jetzt erhob sich der Syndikus und nahm einen umständlichen Abzug, der Bürgermeister begann nach einigen vergeblichen Gegenanstrengungen zu gähnen und ließ den Kopf sinken, und Heinrich sah diese Signale frühen Zubettgehens mit Grauen an. Die Gesellen hatten sich nach und nach entfernt, nur Einer saß noch halbschlafend hinter dem Ofen. Gretchen war sitzen geblieben und hatte dem Gespräche aufmerksam zugehört; jetzt zündete sie eine Laterne an, nahm ein Spinnrädchen aus der Ecke und machte Anstalt, sich zu entfernen. „In den Karz,“ erwiederte sie auf die Frage des Gastes.

„O, wer mitdürfte!“ rief dieser.

„Wenn Sie mitgehen wollen,“ sagte der Bürgermeister, sich ermunternd, „so werden Sie willkommen sein, meine Verwandten werden sich's zur Ehre schätzen; Gretle, nimm den Herrn Better mit.“

„Kommen Sie,“ sagte Gretchen, „aber können Sie auch spinnen?“

„Nein!“ rief Heinrich lachend, „aber ich will Ihnen das Mädchen tragen.“

„So kommen Sie in Gottes Namen! — Soll ich das Thürle für Ihn offen lassen?“ fragte sie den Gesellen, indem sie am Ofen vorbeistreifte.

„Wenn Sie so gut sein will, Jungfer.“

Gretchen ging voraus, und Heinrich mußte ihr durch die Scheune folgen. Er wollte ihr das Mädchen abnehmen, aber sie lachte und gab's nicht zu. Durch einen Knäul von schmalen Winkelgäßchen gingen sie jetzt in die Kreuz und Quer, bis sie zur Stadtmauer gelangten und ein Hauptthor mit hohem Thurme vor sich sahen. Innerhalb des von außen geschlossenen Thores öffnete Gretchen eine Nebenthüre, winkte ihrem Begleiter und stieg an seiner Seite eine Wendeltreppe hinauf; er folgte wie verzaubert in einer süßen abenteuerlichen Träumerei. Sie verließen die Treppe, die in den Thurm emporführte, und betraten einige Seitenstufen, an deren Ende sie wieder auf eine Thüre stießen, die nur angelehnt war. Sie gingen hindurch, und mit einem Ausruf der Verwunderung blieb Heinrich stehen; er sah sich in einem schmalen, ausgetretenen und unebenen Gang, der auf der einen Seite offen und mit einer hölzernen Brüstung versehen war. Die Laterne warf ein ungewisses Licht den Gang hinauf, aber in der Ferne waren einzelne erhellte Stellen zu sehen, wo der Mond durch die Lücken hereinschien, die steinernen Platten des Bodens und die Brustwehr beleuchtend.

„Wir sind auf der Mauer,“ sagte das Mädchen: „kommen Sie nur.“

Der Gang führte in regelmäßigen Strecken durch kleinere

Thürme und Thürmchen, welche sich über die Mauer erhoben. Man sah, daß die Stadt in früheren Zeiten für wohlverwahrt hatte gelten dürfen; die kleineren Schießlöcher waren dicht an einander gereiht und alle paar Schritte von einem größeren unterbrochen, das für Hakenbüchsen und ähnliche schwere Feuergewehre dient; an den Thoren und in den Mauerthürmen befanden sich große Oeffnungen für das grobe Geschütz. Die Mauer war nicht nur zum Schutze der Vertheidiger auf der Feldseite erhöht, sondern auch gegen Wind und Wetter mit einem Dach versehen, in dessen Sparrenwerk die Laterne seltsame Schlaglichter warf.

„Hier können Sie beide Augen voll nehmen!“ rief das Mädchen dem Jüngling zu, der schon mehrmals durch die Lücken hinauszuspähen versucht hatte, und führte ihn vor eine weite Schießscharte, vor welcher eine alte Feldschlange lag. Die Oeffnung war so tief, daß er mit halbem Leib hineinschlüpfen mußte. Aber er fand sich reichlich für seine Mühe belohnt: im klarsten Mondlicht, in nächster Nähe, wie in einem engen Rahmen, lag das Gebirge vor ihm, von einem Berg, von einer Felsplatte zur andern konnte er mit dem Auge springen und trunken auf den Höhen verweilen, wo jetzt die Geister der Nacht in kühler Ruhe sich ergehen mochten.

„Wie heißt der schöne Berg mit dem zerfallenen Thurm, der da gerade vor mir liegt? Ach, ich weiß schon, es ist ja die Achalm!“

„Die ist es,“ sagte Gretchen, durch eine andere Lücke schauend.

„Heran! sie kommen, die Grafen und Ritter!“ rief der Jüngling mit dichterischem Feuer: „Fahnen, Speere und Helmbüschel schwanke aus dem Schloßthor und neigen sich den Berg herab. Hört ihr die Trompeten klingen, die Rosse wiehern? Sie stürmen an, Muth, ihr tapfern Bürger, werft die Leitern um, wehrt ab, jeder Pfeil einen Mann! Seht ihr? sie stürzen, sie weichen! fällt aus, stürmt nach! Sieg ist die Lösung, Sieg und der Kaiser!“

Er sah nach der Jungfrau zurück, die sich mit scheuem Lächeln auf ihr Spinneräth lehnte. „Haben Sie Furcht?“ fragte er, indem er auf den Boden sprang und ihr die Hand entgegenstreckte: „Ruhig! ich biete Frieden im Namen Wirtenbergs.“

Sie hob schnell eine Fallthüre auf und stieg eine morsche Treppe hinab; er konnte ihr kaum folgen. Unten war wieder eine Thüre, die sie mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten hinaus und waren außerhalb der Stadt. Der Thurm, aus dem sie kamen, tauchte sich unmittelbar, den Zwinger unterbrechend, in den Wassergraben, der die Ringmauer umgab; ein schmaler Steg, von zwei Balken gebildet und ohne Geländer, führte hinüber. „Das ist unser Weg, wenn wir bei Nacht aus der Stadt gehen,“ sagte Gretchen: „wir haben den einzigen Schlüssel dazu. Durch diese Ausfallpforte,“ fuhr sie fort, indem sie die Thüre vorsichtig anlehnte, „haben einmal die Bürger einen Ausfall gemacht und den Herzog Ulrich bei St. Leonhard draußen geschlagen.“

„Den Grafen Ulrich!“ rief der junge Mann lachend: „das ist ein Irrthum, gutes Kind, der Herzog war es vielmehr, der euch diese Schlappe wieder heimgab und die Stadt auf ein paar Monate gut wirttembergisch machte.“

Gretchen ging voran, ohne zu antworten; die schlanke Gestalt schwebte lustig über dem Graben, wo zwischen Schilf und grünen Wasserpflanzen das Mondlicht auf dem halbversteckten Spiegel blinkte. Als Heinrich bis in die Mitte der unzuverlässigen Brücke gekommen war, fing diese heftig an zu schwanken.

„O weh, was ist das?“ rief er aus.

„Haben Sie Angst?“ fragte Gretchen, ohne den Kopf umzuwenden.

Er lachte und fing nun seinerseits ebenfalls aus Leibeskräften zu schwanken an.

Das Mädchen that einen Schrei und eilte leichtfüßig hinüber. „Jetzt ist der Herzog von Wirtenberg in der Klemme!“ rief sie drüben mit hellem Lachen.

Heinrich, der beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, nahm sich zusammen und kam glücklich hinüber; der Steg endete an einer Treppe, die über die Grabenmauer ins Freie führte. Gretchen war schelmisch entflohen, und er eilte ihr längs der Mauerbrüstung nach.

„Still! Was rauscht so?“ fragte er.

„Das ist die Schaz, die dort hinten vorüberfließt.“

Sie gingen auf ein Gartenthor zu, durch welches sie in ein stattliches Haus gelangten. Die Treppe war durch viele Fenster hell vom Mond beschienen, der Estrich mit bunten Ziegeln ausgepflastert. Gretchen wies auf eine Thüre, Heinrich trat vor und klopfte an.

„Jesus!“ rief das Mädchen: „was machen Sie?“

„Was ist es denn?“ fragte er erschrocken.

„Wer wird denn anklopfen? Bei Nacht klopfen nur die Hexen an!“

Er blieb verlegen stehen, denn er hörte ein ängstliches Geflüster im Zimmer; endlich öffnete er die Thüre und schob das zaudernde Mädchen rasch hinein.

„Du bist's, Gretle? Was machst du denn für Dummheiten?“ riefen einige Stimmen durch einander, welche bei dem Anblick des Fremden schreckenvoll verstummt.

Gretchen lief auf zwei blonde Mädchen zu, welche an ihren Spinnrädern saßen, und unterhandelte flüsternd mit ihnen; den Inhalt des Gesprächs konnte Heinrich aus ihrem lebhaften Richern errathen. Es dauerte einige Zeit, bis auf einen so verwirrenden Eintritt eine gesellige Unterhaltung zu Stande kam; ein alter „Herr Better“, ein vielgereister und witziger Kopf, der bald nach den Beiden eingetreten war (denn die Gesellschaft vermehrte sich allmählig), trug am meisten dazu bei, ein zusammenhängendes Gespräch in Gang zu bringen und dem Gaste die Honneurs zu machen. Diesem wurde mit so gastfreundlichem Eifer zugesprochen, daß er sich ordentlich seines Leibes und Lebens wehren mußte. Zuletzt kam noch der junge Gesell, für welchen Gretchen die Ausfall-

pforte offen gelassen, und Heinrich errieth aus den Neckereien, die sich die ganze Spinnstube gegen das Pärchen erlaubte, ein öffentliches Geheimniß, wodurch er erst recht behaglich gestimmt wurde, indem er sein eigenes Glück an den Strahlen des fremden sonnte. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, ein Scherz folgte auf den andern. Gretchen ersann für ihren Gast einen solchen in Bezug auf seine vorhabende Reise und gab ihm auf, die Worte: „'S liegt e Klögle Blei glei bei Blaubeuren,“ und „Auf der Ulmer Bruck' liegt e blauer Ulmer Ermel“ in schneller Wiederholung herzusagen, welches Pensum, da er sich jedes Mal in den Buchstaben verwirrte und stecken blieb, der Gesellschaft und ihm selbst großen Spaß machte. Er fand übrigens die Mädchen reichlich mit Mutterwitz begabt; dabei hatte er auf ihre Sprache Acht und überzeugte sich, daß jene in Stuttgart gegen den Bürgermeister gerichtete Neckerei ihren guten Grund hatte; sie sprachen wirklich das R vor gewissen Consonanten nicht aus, während sie es vor andern scharf und hell hören ließen. Die eigensinnige Assimilation wurde zu seiner Belustigung mehrmals an Gretchens „Latännle“ ausgeübt.

Inzwischen nahm das Gespräch eine Wendung, welche von dem abenteuerlichen Eintreten unseres Helden herrührte; es wurden Hexengeschichten erzählt, und er erfuhr aus dem Zusammenhang, daß in Reutlingen kein sittlicher Mensch Abends an die Thüren klopfte. Nach diesen Erzählungen zu urtheilen, mußte das ganze Weichbild der guten Stadt voll von Hexen und Teufelsbannern sein.

Von den Hexen kam man auf die Geister, und Gretchen wurde aufgefordert, dem Better eine Sage von dem benachbarten Ursulenberg zum Besten zu geben. Sie sträubte sich einige Zeit; endlich gab sie nach, vielfach erröthend und stockend, aber allmählig gerieth sie in einen herzhaften Redefluß.

„Es werden nicht ganz hundert Jahre sein,“ begann sie, „daß in Pfullingen droben ein junger Bursche lebte, hübsch,

wie Milch und Blut, und von Betragen nicht wie die andern seines Alters, sondern still und sonderlich. Den Mädchen gefiel er um so mehr, je weniger er mit ihnen machte, und manche nahm ihren Weg so, daß sie ihm begegnete. Inzwischen gedachte ihn seine Mutter — hätt' fast gesagt, unter die Haube zu bringen, und wählte ihm Eine aus, die weder gut noch schlimm, weder warm noch kalt war; die Andern hießen sie die langweilige Lise. Der Frieder aber nahm das so hin und verzog das Gesicht nicht dabei, hätt' auch wahrscheinlich einträglich mit ihr gehaust bis an sein seliges Ende, wenn nicht unvermuthet etwas dazwischen gekommen wäre. Denn als er eines Abends Holz fällt allein auf dem Berge, da trat ein Fräulein zu ihm von seltsamer Schönheit, daß ihm's ganz anders wurde; sie sah freilich nicht aus wie seine Lise, noch wie eines der Mädchen im Dorf. Die sprach zu ihm, sie sei das Bergfräulein, und der Berg sei nach ihrem Namen geheissen, er solle sich nicht fürchten und mit ihr kommen. Der Frieder faßt sich ein Herz, und so führt sie ihn durch den Schacht, den man heut noch sehen kann, tief in den Berg hinein. Da war eine Herrlichkeit, lauter Krystall, Gold und Edelsteine. Drauf gab sie ihm zu essen und zu trinken, setzte sich zu ihm und hub an zu erzählen. Sie sei ein verwünschter Geist, sagte sie, aber er solle nichts Böses von ihr denken. Vor mehr als tausend Jahren sei hier ein großes Schloß gestanden, und darin habe sie geherrscht als der einzige Sproß von einem alten Königshause. Da seien ihre bösen Bettern gekommen und haben sie verzaubert und verwünscht, das Schloß sei versunken in den Berg, und in diesem Augenblicke habe sie nur noch Zeit gehabt, eine Eichel in den Boden zu treten und ihren Segen darüber zu murmeln. Und diese Eichel, sprach sie weiter, wuchs nach und nach auf und ward zur großen Eiche, und ich beschützte sie, daß Jeder, der ihr nahe kam, ein wunderbares Grausen fühlte. Der Baum war uralt, und ich war müde, da hab' ich's deinem Vater verstattet, daß er ihn umhieb (denn der Mann gefiel mir)

und zur Wiege für dich machte. Du bist in meinem Baume gewiegt worden und hast die Kraft überkommen, mich zu erlösen; das versprich mir. — Der Frieder aber, als er ihr einmal in die Augen geguckt hatte, da mußte er Ja sagen, und wenn's um seine Seele gegangen wäre. Nun unterwies sie ihn: drei Mal müsse er zu ihr in den Berg kommen, um sie zu küssen, und jedesmal werde sie ihm in einer schrecklicheren Gestalt erscheinen, absonderlich das dritte Mal; aber er solle sich nicht entsetzen, es werde ihm kein Leid geschehen, und gleich nach dem Kusse werde sie ihr menschlich Wesen wieder haben. Inzwischen solle er sich bedenken, bis es an der Zeit sei, und häufig bei ihr einsprechen. Damit nannte sie ihm die Tage, wo sie in ihrer menschlichen Gestalt zu sehen sei, und geleitete ihn aus dem Berg. Beim Abschied sah sie ihm liebevoll ins Auge, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: Noch Eines muß ich dir sagen, das ich dir lieber verschwiege, aber es ist nicht meine Schuld: darum, daß du mich gesehen hast, mußt du sterben über ein Jahr, ob du mich erlösest oder nicht; so laß nun diese Zeit, die du auf keine Weise verlängern kannst, zu meinem Heil gereichen. — Dabei hat sie ihn so beweglich, daß er ihr's mit Thränen in den Augen versprach. Der Frieder kam nach Hause, und war er vorher still gewesen, so war er jetzt ganz in sich gefehrt und sprach fast mit keinem Menschen mehr. Nach und nach fiel das den Leuten auf: noch mehr aber fiel es auf, daß er so oft allein auf dem Berge war. Wenn er aber mit den Andern Holz herunter führte, da war es wunderbar zu sehen, wie man die andern Wagen an dem jähem Berge so mühselig sperren mußte, während der Frieder den seinen, der doch der schwerste war, ganz leicht herunterbrachte, ohne einen Radschuh einzulegen; ja, seine Thiere mußten noch ziehen, wenn die andern kaum halten konnten, denn eine geheime Gewalt stellte ihm die Räder. Nach und nach wurde die Sache ruckbar, und der Frieder selbst machte zuletzt kein Geheimniß mehr daraus; die Andern sahen's beim Herunterfahren oft mit an, wie sein

Arm in der Luft lag, als ob er um einen Hals geschlungen wäre, und dabei konnte er ausrufen: Seht ihr denn nicht, wie schön sie ist? Auch hörten sie ihn mit ihr reden, und Manche gab's, die schwuren Stein und Bein, sie hätten sie antworten hören; aber von Keinem ward sie gesehen. Das Ding machte viel zu reden, so daß der Lis' zuletzt die lange Weile verging; man sah sie mehr weinen als gähnen, und Frieders Mutter wurde ebenfalls voll Angst, um so mehr, als er mittlerweile zwei Küsse gewagt hatte, wobei ihm der Geist in gar zu ungeheurer Gestalt erschienen sein muß, denn er kam beide Mal ganz verstört zurück. Als er nun zum dritten ging, da liefen die Weiber zum Pfarrer, und der ließ den Frieder kommen und vermählte und bedräute ihn lange Zeit vergebens; als aber Alle in ihn hineinredeten, da blieb er seiner zuletzt nicht Meister und versprach dem Pfarrer mit einem theuren Eid, er wolle nicht mehr hinaufgehen zum Fräulein. Die aber sah man von nun an jeden Abend auf dem Berge sitzen und mit einem weißen Schleier winken, bis daß der Tag vorüber war, an dem er den dritten Kuß hätte bestehen sollen; dann verschwand sie. Der Frieder aber war tiefsinnig und stumm, und die Reue wollt' ihm das Herz abdrücken, aber nun war's zu spät. Seine Mutter drang in ihn, mit der Lise Hochzeit zu machen, und er willigte ein und bestimmte mit einem traurigen Lächeln den Tag, wie er ihn von dem Fräulein wußte. Von Stunde zu Stunde nahm er ab und ward immer kränker; seine einzige Erquickung war, Abends am Fenster zu sitzen und nach dem Berge zu sehen, wenn der Mond dahinter hervorkam; hinauf ging er nicht mehr. Oh' man sich's versah, war er einstmals todt, und er wurde an dem Tag begraben, an dem er hätte Hochzeit halten sollen. Aber auf dem Kirchhof begab sich etwas Wunderliches, und das hat mir meine Großmutter, die selber beim Begräbniß war, erzählt. Wie man die Bahre ins Grab hinunter ließ, da flog etwas Weißes, wie eine Taube oder ein großer Vogel, auf die Mauer und flatterte und klagte

und winselte und wollte sich nicht zufrieden geben, und eher nicht, als bis die erste Scholle fiel, da ward es still; aber kein Auge hat gesehen, was es war."

Die Mädchen, die während der Erzählung still gestanden, begannen wieder zu schnurren, und der alte Vetter wendete sich zu dem Jungen: „So viel ist Thatsache," sprach er, „daß man Bergleute hat aus Sachsen kommen lassen, um den Schacht zu verschließen und dem Gerede ein Ende zu machen. Einer von ihnen soll sich hinabgelassen und bei seiner Rückkunft gesagt haben, schon habe er eine große Helle in dem Berg erblickt, da sei der Schacht immer enger geworden, so daß er zuletzt nicht hätte weiter kommen können. Dann trug man Steine herbei, und volle drei Tage dauerte die Arbeit, bis der Schacht so verschüttet war, wie man ihn jezo sieht. Auch soll der älteste von den Bergleuten gesagt haben, es seien große Wasser in dem Berg verschlossen, und wenn diese einen Ausbruch gewännen, so würden sie die Ebene von Neutlingen weithin überschwemmen."

Heinrich erhob sich, da er bemerkte, daß Gretchen Anstalten zum Gehen machte. Er wurde freundvetterlich beurlaubt und zum „Schiedweck" eingeladen, einem Abschieds-imbiß, mit welchem in wenigen Tagen die Lichtkärze zu Ende gehen sollten.

In Gretchens und ihres Liebhabers Gesellschaft ging er zur Stadt zurück. Die Ausfallspforte wurde sorgfältig geschlossen, dann öffnete Gretchen eine Thüre gegenüber, und Heinrich fand sich innerhalb der Ringmauer. Der Gesell, der bei dieser Gelegenheit von dem romantischen Umweg über die Mauer hörte, machte ein saures Gesicht, worüber das Mädchen in ein Gelächter ausbrach.

Sie kamen stillschweigend vor das Haus, in der ganzen Straße brannte kein Licht mehr, der Wächter rief in der Ferne, und der Bach murmelte eintönig durch die stille Nacht. Oben zündete Gretchen ein Licht an, um ihrem Gast auf sein Zimmer zu leuchten, und nun hatte er Gelegenheit, die wun-

derliche Bauart des Hauses kennen zu lernen. Er wurde nämlich durch einen langen Gang geführt, wo an den Seiten verschiedene Verschlüge mit Lattengittern von einander abge-sondert waren. Holzhausen, Reisigbüschel, Feldgeräthe und ähnliche Gegenstände kamen in flüchtiger Beleuchtung zum Vorschein; dann fiel das Licht auf ein viereckiges Loch, das ohne Einfriedigung im Boden angebracht war und zum Herausziehen des Heu's, Stroh's und Holzes diente. „Da sind wir ja mitten in der Scheune!“ dachte Heinrich kopfschüttelnd, „man wird mir doch mein Lager nicht auf einem Heuschober anweisen.“ — Gretchen führte ihn der Wand zu, hob dort eine Thüre im Boden auf und leuchtete eine schmale Treppe hinab; er gelangte in ein freundliches Zimmerchen, das man für ihn zubereitet hatte und dessen Fenster in den Hof ging.

Nachdem ihm Margarete gute Nacht gesagt, sah er sich in seinem wohnlichen Nestchen um. Sein sorglicher Wirth hatte eine große Zinnflasche auf den Tisch vors Bett setzen lassen; daneben lag ein Buch und einige Hefte. Der gute Syndikus hatte seine Merkwürdigkeiten noch herüber gesandt. Es waren theils eigene Aufzeichnungen über geschichtliche und rechtliche Verhältnisse der Stadt, theils Schriften seines Vaters, darunter die von ihm erwähnte „umständliche Relation“. Heinrich blätterte in dem Buche, kleidete sich aus und legte sich zu Bett, wo er in der behaglichen Wärme die Reformationsgeschichte von Reutlingen zu lesen begann. Sie war mit gerechtem städtischem Selbstgefühl verfaßt, mit nicht minderem, als womit der Reutlinger Gesandte beim Augsburg'schen Reichstag und dem Schmalkaldischen Bunde, Josua Weiß, in seinen hier enthaltenen Berichten zu schreiben liebte: „Kur- und Fürsten, Nürnberg und Ich haben beschlossen &c.“

Er hatte mit Aufmerksamkeit fast bis in die Mitte des Buches gelesen, als er, zufällig ausblickend, aus dem gegenüberliegenden Fenster im Hause den Bürgermeister mit besorgter Miene herunterschau'n sah. Er verstand das Anliegen des guten Alten, winkte ihm freundlich zu und löschte das Licht.